

Byzanz und der Westen im Zeitalter des Konziliarismus

VON HANS-GEORG BECK

Die Rolle, welche das byzantinische Reich und die byzantinische Kirche im Zeitalter des Konziliarismus spielen, bestimmt den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse im Westen nur am Rande mit. Aber diese Marginalie der Geschichte zwingt bei genauem Zusehen zu Fragestellungen, die für die Beurteilung der konziliaren Idee im Westen nicht ohne Belang sind. Denn abstrahiert man von den politischen und kulturgeschichtlichen Unterschieden und Sonderentwicklungen in Ost und West, die im Grunde die Verhärtung des säkularen Gegensatzes verschuldet haben, die aber damals nur von wenigen Einsichtigen gesehen und gewürdigt wurden, d. h. beschränkt man sich auf die Optik der Scholastiker und Kanonisten, mit anderen Worten auf die Möglichkeiten einer Kirchenunion, so ergibt sich die erregende Feststellung, daß die theologische Annäherung in dem Verständnis dessen, was in der Kirche die entscheidenden Faktoren sind, nie so groß war wie damals. Sieht man im Konziliarismus eine Repräsentationsidee, nach der das Generalkonzil in Stellvertretung für die Gesamtkirche letztendlich über Gewalt und Recht der Hierarchie entscheidet und zugleich die letzte Glaubensinstanz bildet, so deckt sich eine solche Theorie in großen Zügen mit dem Selbstverständnis der byzantinischen Orthodoxie¹⁾. Der unverkennbare, historisch bedingte Affekt gegen den Papst bei den Vertretern dieser Idee im Westen war geeignet, einer militanten Orthodoxie im Osten diesen Konziliarismus auch von der historischen Seite her glaubwürdig zu machen. Hier aber liegt ein deutlicher Unterschied zwischen der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, d. h. der Situation zur Zeit des zweiten Konzils von Lyon, und der neuen Zeit. Auch die Union von Lyon war auf einem ökumenischen Konzil abgeschlossen worden; sie fand aber in der griechischen Kirche, von repräsentativen Ausnahmen abgesehen, keine Billigung. Lyon entsprach nicht der orthodoxen Vorstellung von einem allgemeinen Konzil, eben weil es in den Augen von Byzanz kein Konzil der Repräsentanz der Gesamtkirche gewesen

1) Man sucht freilich in Byzanz vergeblich nach theologischen Traktaten, welche expressis verbis über die Souveränität der ökumenischen Konzilien handeln würden. Die Lehre der Orthodoxie zur Sache ergibt sich für die byzantinische Zeit im wesentlichen aus zahlreichen Gelegenheitsäußerungen bei bestimmten historischen Anlässen. Eine Sammlung der Äußerungen fehlt noch.

war²⁾; darüber hinaus aber, weil die Ausführung der Konzilsbeschlüsse unter dem Diktat einer Primatsidee stand, die sich in Byzanz längst verloren hatte.

So war die Union die Folge eines fast tragischen, wenn nicht grotesken Mißverständnisses: der Papst unterstellt in Byzanz das Vorhandensein eines »Caesaropapismus«, dem entsprechend es genügen müßte, den byzantinischen Kaiser für die Union zu erwärmen, um der Gefolgschaft der Reichskirche und des ganzen Reichsvolkes sicher zu sein. Abgesehen davon, daß kein Kaiser *de jure* oder *de facto* je eine Superiorität über ein ökumenisches Konzil beansprucht hat und keiner autoritär dogmatische Entscheidungen getroffen hat³⁾, war nach wie vor die mangelnde Orthodoxie eines Kaisers ein Politikum, an das sich die verzweifelte Opposition der Kirchenmänner heften konnte. Diese Opposition mochte im Einzelfall durch die charismatisch begründete, autoritäre Stellung des Kaisers im Kirchenregiment, vor allem der Hierarchie gegenüber, mundtot gemacht werden; denn das Verhältnis des Kaisers zur Hierarchie hatte sich im Laufe der Jahrhunderte zwar Schwankungen ausgesetzt gesehen, ohne sich doch jemals grundsätzlich gewandelt zu haben. Der Unterschied zwischen dem

2) Die Vertretung der byzantinischen Kirche auf dem Konzil von Lyon bestand neben anderen Klerikern aus dem konstantinopolitanischen Expatriarchen Germanos III. und Prälaten des griechischen Ritus aus Kalabrien. Der Beitrag zum eigentlichen Abschluß der Union war einzig das kaiserliche Glaubensbekenntnis, eidlich bekräftigt durch den kaiserlichen Bevollmächtigten, den Laien Georgios Akropolites. Vgl. D. J. GEANAKOPOLOS, *Emperor Michael Palaeologus and the west*, Cambridge Mass. 1959, S. 258 ff. Von den östlichen Patriarchaten war keine Vertretung gekommen. Hinter der Anlehnung des ökumenischen Charakters des Lugdunense durch die Griechen steht natürlich eine völlig verschiedene Auffassung der Griechen von den rechtlichen Voraussetzungen eines *oecumenicum* gegenüber der Auffassung der hochmittelalterlichen lateinischen Kirche.

3) Eine genaue Analyse der historischen Fakten zeigt, daß die oft zitierten Fälle selbständiger dogmatischer Entscheidungen byzantinischer Kaiser bei Berücksichtigung aller Umstände sehr viel von ihrer Beweiskraft einbüßen. Wenn z. B. W. Enßlin im Vorgehen des Kaisers Theodosios I. im Jahre 380 eine autoritäre Glaubensentscheidung sieht – die erste, die er in der Geschichte der byzantinischen Kirche entdecken kann –, so übersieht er die m. E. entscheidende Tatsache, daß diese Entscheidung darin besteht, daß er seine Definition des Begriffes der Katholizität aus einem längst geformten kirchlichen Traditionsbegriff schöpft und im übrigen den Inhalt der Katholizität gleichsetzt mit dem Symbol des Nicaenum I. Vgl. ENSSLIN, *Die Religionspolitik des Kaisers Theodosius d. Gr.*, Sb. Bayer. AW 1953, 2, München 1953. – Die Ekthesis des Kaisers Herakleios in Sachen des Monotheletismus war ein *Nomos*, durch den der Kaiser den dogmatischen Ausführungen des Patriarchen Sergios Rechtskraft verlieh; der Typos Konstantins III. von 648 ist ein Akt der Kirchenpolizei, durch den dogmatische Diskussionen verboten werden. Leons III. Bilderedikt basiert auf moralischen Erwägungen und verordnet keine Lehrsätze. Sein Sohn Konstantin V. trifft zwar dogmatische Vorentscheidungen, beruft aber zur Ratifizierung eine von ihm ökumenisch konzipierte Synode usw. usw. Mit anderen Worten: Die Kaiser präjudizieren dogmatische Entscheidungen, verlangen aber immer eine Ratifizierung durch die kirchlichen Instanzen; oder aber ihr Vorgehen bedeutet eine Restitution früherer kirchlicher Entscheidungen.

13. Jahrhundert und etwa der Epoche des Bilderstreites liegt nicht in einem unterschiedlichen Verhältnis zwischen Kaiser und Episkopat, sondern darin, daß das Kirchenvolk, gewitzt durch die Erfahrungen mit den Franken seit dem 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und stark unter dem Einfluß eines von der Hierarchie weithin emanzipierten Mönchtums, sich selbst mehr und mehr von der Führung des Patriarchen emanzipiert hatte. Es ist die soziologische Struktur der byzantinischen Kirche, die sich wesentlich geändert hat, und es war nicht zuletzt die Frage des Verhältnisses zur lateinischen Kirche, die diesen Wandel herbeigeführt hat. Die Treue zu einem Ritus und einem Religionshabitus, denen man wesentliche Bedeutung auch in der Frage des rechten Glaubens beimaß, verband sich mit der griechischen nationalen Opposition gegen die »lateinischen« Eroberer und Ausbeuter. Der Nexus mag befremden, aber er konnte den Griechen der damaligen Zeit völlig natürlich erscheinen, denn der »Feind«, die Franken und das »fränkische« Papsttum huldigten mit ihrer religionspolitischen Pression genau demselben Grundsatz. Dieses war ja das zweite grundlegende Mißverständnis des Papsttums: der Glaube, die Union mit politischem Druck erzwingen zu können. Nicht die führenden Kreise, weder der byzantinische Kaiser noch die römische Kurie, haben mit der Unvereinbarkeit dieser Sachverhalte ernstgemacht oder sie auch nur erkannt; dies ist vielmehr das Verdienst des orthodoxen Reichsvolkes unter seiner Führung. Dieses Volk, soweit es kirchlich interessiert in Erscheinung tritt, hat noch vor der höchsten Spitze seiner Hierarchie die Unvereinbarkeit zwischen politischem Druck und Belangen der Kircheneinheit realisiert und seine eigene Politik darauf eingestellt.

So war die Union von Lyon für die Mehrheit des byzantinischen Volkes nichts als ein autoritärer Akt des Kaisers, abgeschlossen im Alleingang und ohne Beteiligung der Kirche, ja auch nur der Hierarchie. Papst Gregor X. war einer der wenigen Päpste der Zeit, der offensichtlich die Kompliziertheit der byzantinischen Verhältnisse einigermaßen überschaute und danach handelte – loyal, geduldig und im Sinne seines Hirtenamtes; aber eine so unerleuchtete Person wie Martin IV. glaubte mit dem Bannstrahl gegen den willigen, aber am Ende seiner Mittel angelangten Kaiser Michael VIII. das Problem gelöst und die Orthodoxie getroffen zu haben⁴⁾. Michael VIII. starb bald, und sein Sohn Andronikos, ebenfalls vom päpstlichen Bann getroffen, beugte sich dem Druck seiner Kirche und gab die Union auf. Er konnte es sich politisch leisten, weil kurz vorher die Sizilianische Vesper der Bedrohung durch die Angiovinen ein Ende gemacht hat.

4) Eine gute Zusammenstellung der Fakten außer bei GENEAKOPLOS (siehe Anmerkung 2) jetzt auch bei B. ROBERG, Die Union zwischen der griechischen und der lateinischen Kirche auf dem II. Konzil von Lyon, Bonn 1964. Man sollte freilich die Frage nach der Aufrichtigkeit Michaels VIII. allmählich von kirchlicher Parteinahme lösen. Allein wenn man sich die Frage stellt, was Michael VIII. noch hätte tun können und sollen, um seine Aufrichtigkeit zu beweisen, wird man die Unbegründetheit der Verdächtigung seines guten Willens evident finden.

Die Sizilianische Vesper ist für den südlichen und südöstlichen Mittelmeerraum ein Datum von weltpolitischer Tragweite geworden⁵⁾. Die letzten Staufer und die Angiovinen auf der einen Seite, die byzantinischen Kaiser auf der anderen, in ihren hervorragendsten Vertretern (Manfred und Karl – Michael VIII.) von unerschöpflicher Erfindungs- und Kombinationskraft und von genialer Taktierkunst und verbissener Zähigkeit, hatten sich seit Dezennien gegenseitig in Schach gehalten, ohne daß die eine Seite auch nur annähernd mit der anderen hätte fertig werden können. Der traurige Erfolg war, daß das ganze Gebiet in einem Zeitpunkt, der die höchste Aufmerksamkeit und Konzentrierung der Kräfte gegenüber der aufsteigenden Gefahr aus dem Osten verlangt hätte, am Ende seiner militärischen und politischen Kraft war, Tummelplatz für kurzsichtige Interessen von Herren, die wie Eintagsfliegen durch den geschichtlichen Raum taumelten, und in passiver Erwartung gegenüber dem Zugriff der »anderen Seite«. Diese andere Seite waren die osmanischen Türken. Den Päpsten fiel lange Zeit nur ein Heilmittel ein: der Kreuzzug zugunsten von fragwürdigen Prätendenten auf den Thron des ehemaligen lateinischen Kaiserreichs, das schon zur Zeit seines Bestehens nicht zu leben verstanden hatte und zum Sterben keinen Mut fand. Jetzt steigen auf den trägen Altwässern der Kreuzzugs-idee letzte trübe Blasen auf, die alle schnell zerplatzen. Droht wirkliche Gefahr, so holen die byzantinischen Kaiser die Unionsidee hervor, um sie ebenso rasch wieder ad acta zu legen, wenn die Gefahr sich als harmlos erwiesen hat. Da der nationale Widerstand der Griechen gegen die fränkische Eroberung von allem Anfang an der politischen Koordination entbehrte, sich vielmehr auf mindestens drei ständig rivalisierende und sich in den Rücken fallende Zentren (Konstantinopel–Nikaia / Trapezunt / Epiros) verteilt hatte, blieb dieses Rinascimento bruchstückartig und war nicht in der Lage, das Vakuum wirklich auszufüllen. Das Spiel hätte lange so weitergehen können, hätte nicht die Türkengefahr eine Überprüfung erforderlich gemacht⁶⁾. Hier kurz die Daten: 1291 fällt Akkon und damit das letzte christliche Bollwerk in Syrien. Um das Jahr 1300 ist das ganze offene Land im nordwestlichen Kleinasien, also im Angesicht von Konstantinopel, osmanisch; 1326 fällt Prusa, 1331 die Festung Nikaia, 1337 Nikomedeia. Aus planlosen Piratereien der Osmanen in der Ägäis werden bald systematische Angriffe, die Byzanz selbst, sehr viel stärker Genua, Pisa und Venedig treffen; 1354 wird die auf der europäischen Seite der Dardanellen gelegene Festung Gallipoli osmanisch; 1362 erobern die Sultane Adrianopel und etablieren dort einige Jahre später

5) Dazu die klassische Darstellung von ST. RUNCIMAN, *The Sicilian Vespers*, Cambridge 1957, deutsch München 1959. Vgl. die Rezension von K. BOSL, *Zeitschr. f. Bayer. Landesgesch.* 52, S. 585–588.

6) W. L. LANGER – R. P. BLAKE, *The Rise of the Ottoman Turks and its Historical Background*, *American Hist. Rev.* 37 (1932) 468–505; P. WITTEK, *The Rise of the Ottoman Empire*, London 1958; H. J. KISSLING, *Das osmanische Reich bis 1774*, in: *Handbuch der Orientalistik I,6 Geschichte der islamischen Länder*, Abschn. 3, Leiden–Köln 1959, S. 1–46.

– ca. 100 km im Rücken der byzantinischen Hauptstadt – ihre eigene Kapitale. Das Bewußtsein von der Gefahr erwachte in Byzanz zu letzter Helligkeit; aber es dämmerte auch im Westen. Die Querverbindungen zwischen den zahlreichen »fränkischen« Potentaten in Griechenland zu Frankreich und Italien, die Interessen der großen italienischen Seemächte sorgten dafür, daß man sich die Gefahr einigermaßen klar machte. Aber die Klarheit verblieb im negativen: Byzanz brauchte keinen Kreuzzug mehr zu fürchten, der das Ziel gehabt hätte, das alte lateinische Kaiserreich zu restaurieren; denn es fand sich kein Prätendent von Rang, der an diesem Thron noch Interesse gehabt hätte.

Wenn aber kein Unternehmen von Bedeutung gegen die Türken zustande kam, das eine Wende hätte herbeiführen können, so gab es dafür eine ganze Anzahl von Gründen. Es lag zunächst einmal an der Planung. Die alte Idee von der Befreiung des Heiligen Landes steckte noch in den Köpfen und man dachte an große Züge, etwa über Tunis nach Ägypten und von da nach Palästina, statt sich der näherliegenden und drohendsten Gefahr, den Osmanen zuzuwenden. Es gab aber auch kein führendes, mit der nötigen Autorität und einem überzeugungsstarken Sendungsbewußtsein ausgestattetes Papsttum mehr, das imstande gewesen wäre, einem sinkenden christlichen Gemeinschaftsbewußtsein neue Impulse zu geben. Die Feudalherren in Achaia und Mittelgriechenland, aber auch die italienischen Seemächte huldigten allzu sehr dem Glauben, es genüge, Politik auf eigene Faust zu machen, sich gegenseitig aus der Gunst der Osmanen hinauszumanövrieren, mit den Osmanen gegen Griechen und Landsleute sich zu verbinden, um die Situation zu retten. Einer der wichtigsten Gründe aber für das Versagen war, daß weder Papst noch päpstliche Berater – von wenigen Ausnahmen abgesehen – sich zur Erkenntnis durchringen konnten, daß die Zeit für ein Junction zwischen Türkenhilfe und Unterwerfung der byzantinischen Kirche unter die römische längst vorbei war. Unzeitgemäße theologische Überlegungen verrietten, daß man noch nicht genügend realisiert hatte, daß es sich nicht um Hilfe für andere sondern um Eigenhilfe handelte. Diese mangelnde historische Einsicht führte zu Zeitverlust und Kraftvergeudung, die nie mehr gutzumachen waren; immer wieder schob sich vor die politische Abmachung der theologische Riegel. Byzanz in seiner verzweifelten Situation konnte sich diesen Forderungen kaum entziehen; aber wollte man in Byzanz nicht unrealistisch werden, d. h. rechnete man mit der Stimmung in Volk und Klerus, so durfte man sich mit einer unbesehenen Übernahme der Beschlüsse von Lyon nicht abfinden, sondern mußte ein neues, wirklich ökumenisches, d. h. von Vertretern aller Patriarchate beschicktes Konzil verlangen.

Solange der Konziliarismus noch keine weiteren Kreise gezogen hatte, hatte ein solches Verlangen der Byzantiner kaum Aussicht auf Erfolg. Union und Bedingungen der Union waren eine *causa iudicata*. Zahlreiche Päpste hatten die Konzilsbeschlüsse verbindlich erläutert: das Lugdunense war nicht zu umgehen. Man war an einem Impäß angelangt und wußte nicht mehr weiter.

Einzelne Versuche, ihn zu überwinden, wurden auch von byzantinischer Seite gemacht, aber das Konzept, das dahinter stand, fand auf keiner Seite Sympathie. Der berühmte Barlaam von Kalabrien, später katholischer Bischof von Gerace, damals Abt eines konstantinopolitanischen Klosters, ging als Vertreter des Kaisers und des Patriarchats im Jahre 1339 nach Avignon, um über die Union zu verhandeln. Sein theologisches Konzept war, die alte Streitfrage vom Ausgang des Heiligen Geistes dahin zu reduzieren, daß man sich auf den gemeinsamen Glauben vom Ausgang des Heiligen Geistes vom Vater einige und beschränke, die Frage nach dem Ausgang vom Sohn aber dem freien theologischen Raum überlasse. Den Einwänden der Kurie gegenüber, es handle sich um eine *causa finita* und die Beschlüsse einer ökumenischen Synode könnten keiner Revision unterworfen werden, begegnete er mit dem Argument, daß es jede Wahrheit vertrage, unter neuen Gesichtspunkten erörtert zu werden. Wenn er überhaupt noch ein ökumenisches Konzil forderte, so nicht so sehr aus theologischen als aus psychologischen Erwägungen heraus: die Theologen würden sich wahrscheinlich rasch verständigen, aber heimgekehrt müßten die griechischen Theologen bei der Bevölkerung mit einer scharfen Opposition rechnen und sich als Verräter an der patriotischen Sache bezeichnen lassen. Eine solche Opposition könne nur durch ein ökumenisches Konzil ausgeräumt werden, denn ein solches genieße bei den Griechen höchstes Ansehen. Barlaam fand in Avignon keinen Anklang. Vor allem scheiterte sein Bemühen, der Türkenhilfe den Vorrang vor der Union zu geben, denn die Hilfe würde den Griechen die Union erst schmachhaft machen. Die Kurie replizierte nur, es sei zu befürchten, daß die Griechen kein Interesse mehr an der Union hätten, wenn sie einmal die Hilfe des Westens vereinnahmt hätten. So blieb alles beim alten⁷⁾.

Einzelne päpstliche Legaten im Osten mochten auf Grund ihrer an Ort und Stelle gewonnenen Einsichten liberaler denken und handeln. Erzbischof Paul z. B. besprach das Problem 1367 in Konstantinopel mit dem Kaiser Joannes V. in Gegenwart des abgedankten Joannes VI. und von Vertretern des Patriarchen. Man einigte sich auf ein neues ökumenisches Konzil, das sogar in Konstantinopel stattfinden sollte. Wahrscheinlich lag hinter der Abmachung ein *qui pro quo* insofern, als Paul wohl an eine solenne Veranstaltung mehr formaler Natur dachte, der Patriarch aber an eine Synode mit starker griechischer Mehrheit, die zu einer Revision des Problems führen würde⁸⁾. Wie dem auch sei, der Papst sah sich rasch veranlaßt, seinen Legaten zu desavouieren.

7) Vgl. C. GIANNELLI, *Scripta minora*, Roma 1963, S. 46–89 und *Patrologia graeca* 151, 1331 bis 1342. Vgl. auch J. MEYENDORFF, *Un mauvais théologien de l'Union au XIVe s.: Barlaam le Calabrais*, in: *L'église et les églises II*. Chevetogne 1955, 47–64; der Artikel bietet gutes Material, verkennt aber vollständig die konkrete Situation.

8) J. MEYENDORFF, *Jean-Joasaph Cantacuzène et le projet de concile oecuménique en 1367*, Akten des XI. Intern. Byzantinistenkongresses (München) 1960) 363–369 und DERS., *Projet de concile oecuménique en 1367*, *Dumbarton Oaks Papers* 164 (1960) 149–177.

Kaiser Joannes V. entschloß sich wiederum zu einem Alleingang. Er reiste nach Rom und legte privat ein katholisches Glaubensbekenntnis ab, das die Verhältnisse in der Reichskirche nicht zu verändern imstande war^{8a)}.

Das war die Situation, als im Westen die konziliare Idee zum Durchbruch kam. Die Idee zeichnet sich anfänglich bei einigen ihrer Vertreter offensichtlich durch ökumenische Weite aus, ja man fand nicht einmal etwas dabei, die Beschlüsse von Lyon einer Revision zu unterwerfen, d. h. den Fragenkomplex neuerdings zu verhandeln. Nicht die Griechen waren es jetzt, die das Konzil verlangten, man drängte es ihnen vielmehr vom Westen her auf, und die griechischen Kaiser waren es, die sich abwartend verhielten. Inzwischen waren Sofia und Nisch türkisch geworden, doch der Westen vertraute noch auf das Bollwerk des serbischen Reiches. Aber im Jahre 1389, in der sagenumwobenen Schlacht auf dem Amselfeld (Kosovo Polje), brach auch dieses Reich zusammen. Jetzt war Ungarn bedroht. Und was dem byzantinischen Kaiser nicht gelungen war, gelang dem Ansehen des Königs Sigismund: es kam ein Kreuzzug gegen die Türken zustande, der mit keiner theologischen Forderung verknüpft war. Aber er wurde zum Desastre: in Nikopolis wurde die großartige Armee entscheidend geschlagen (1396). »Die Erfahrungen dreier Jahrhunderte« – so resümiert Steven Runciman – »hatten die westlichen Ritter nichts gelehrt. Der klägliche Verlauf des Kreuzzuges folgte mit betrüblicher Genauigkeit dem Muster der großen verhängnisvollen Kreuzzüge der Vergangenheit, nur mit dem Unterschied, daß das Schlachtfeld jetzt in Europa und nicht mehr in Asien lag«⁹⁾. Trotz dieses Versagens blieb es eindrucksvoll: ein Zug zum Schutze Europas auf Grund einer einsichtigen politischen Initiative der zunächst betroffenen Herrscher, wobei die Päpste das Unternehmen durch ihre Bullen zwar bestärkten, aber nicht mehr Einfluß genug besaßen, um theologische Forderungen daran zu knüpfen oder doch diese durchzudrücken. Die politische Vernunft hatte sich angesichts der Zwangslage, in der man sich befand, emanzipiert. Die Fehler waren in erster Linie taktischer Natur.

Für Byzanz brachte der Kreuzzug keine Erleichterung, aber es scheint, daß er in dem damaligen Kaiser von Byzanz, Manuel II. Palaiologos, den Gedanken reifen ließ, jede weitere Hilfe auf einer ähnlichen Basis der rein politischen Verständigung zu suchen, d. h. Papsttum und Konzil beiseite zu lassen. Manuel war ein tief religiöser Herrscher und kein zu verachtender Philosoph und Theologe; aber er scheint auch die Verhältnisse in Byzanz genau gekannt zu haben. Auf dem Sterbebett soll er seinem Sohn Joannes VIII. geraten haben: Die Ungläubigen fürchten vor allem unsere Union mit den Christen des Westens. Wenn du sie schrecken willst, dann gib ihnen zu verstehen, daß du daran bist, ein Konzil zu versammeln und dich mit den Lateinern zu verständigen. Halte diesen Konzilsplan immer fest, aber hüte dich, die Versamm-

8a) O. HALECKI, *Un empereur de Byzance à Rome*. Warschau 1930.

9) RUNCIMAN, *Geschichte der Kreuzzüge III*, München 1960, S. 467–469. Zum ganzen A. S. ATIYA, *The crusade of Nicopolis*, London 1934.

lung jemals zusammentreten zu lassen; denn die Unsrigen sind, so viel ich sehe, unfähig, sich den Friedensbedingungen (sc. des Westens) zu beugen; ihre ganze Sorge geht vielmehr dahin, den Westen zur alten Form der Kircheneinheit zu vermögen, wie sie vor Zeiten zwischen uns bestanden hat. Dies aber ist absolut unmöglich¹⁰⁾. Mit anderen Worten: der Kaiser betrachtet die Union, oder besser die Unionsdrohung als politisches Druckmittel gegenüber den Türken, er verspricht sich aber von keinem Konzil einen Erfolg, denn ganz offenbar hat er erkannt, daß auf einer solchen Synode, würde mit offenen Visieren gekämpft, zwei sehr verschiedene Kirchensysteme aufeinanderprallen würden: das alte »konstantinische« und das papale des Westens; ein mißlungenes Unionskonzil aber hätte die fatale Folge, den Kaiser einer der wirksamsten Drohungen gegenüber den Osmanen zu berauben. So geht sein ganzes politisches Bemühen dahin, eine militärische Hilfsaktion im Sinne des Kreuzzuges von Nikopolis in die Wege zu leiten. Dies ist der Sinn seiner berühmt gewordenen Europareise¹¹⁾. Sie führt ihn nach Italien, aber nicht an den päpstlichen Hof, sondern zu den großen Fürsten Norditaliens, sodann nach Frankreich und nach England. Doch der Kreuzzug von Nikopolis war die letzte Kraftanstrengung gewesen, zu der sich der Westen hatte aufraffen können. Der Empfang war überall glänzend, der Erfolg gleich null. Man war beeindruckt von der ritterlichen Persönlichkeit des Kaisers, die Fahrt wurde zu einem Kapitel der Geschichte der Frührenaissance, sie inspirierte die Humanisten, die Dichter und Künstler, aber keinen Kreuzzug. Das brachte den Kaiser trotzdem nicht von seiner Linie ab; Versuche etwa in Paris, die Frage wieder theologisch zu unterbauen, wurden von ihm fast schroff zurückgewiesen. Es war nicht die Reise, die Byzanz rettete, sondern die Niederlage, die der Mongole Timur Lenk dem Sultan Bayezid 1402 bei Ankara beibrachte. Die Kräfte der Osmanen waren für einige Zeit gebunden und Byzanz für ein weiteres halbes Jahrhundert gerettet. Es war also nicht so sehr Byzanz als der Westen, dem an einem allgemeinen Konzil unter Teilnahme der Griechen lag. Den Vertretern des Konziliarismus mußte jedes Mittel recht sein,

10) Sphrantzes 177-178 ed. Bonn.

11) Die beste Darstellung, bes. der politischen Aktionen, welche die Reise begleiteten, ist immer noch A. A. VASILIEV, Putečestvie vizantijskogo imperatora Manuila II Paleologa po zapadnoi Evropi, Žurnal ministerstva narod. prosvješćenija N. F. 39 (1912) 41-78, 260-304. Besonders interessant ist der Versuch des Kaisers, die spanischen Monarchien in seine Politik mit einzubeziehen; cf. S. CIRAC-ESTOPANAN, Bizancio y Espana. La unión, Manuel II Paleólogo y sus recuerdos en Espana. Barcelona 1952. Die diplomatischen Vorbereitungen beginnen schon unmittelbar nach Nikopolis Schreiben nach Frankreich und England und immer wieder nach Venedig. Auch der Papst wird mit eingeschaltet und läßt Sammlungen veranstalten (Rom: Bonifaz IX); während der Reise von Paris aus wendet sich Manuel auch an den avignonesischen Papst (Benedikt XIII.). Manuel muß für seine politischen Zwecke aufs stärkste auf die konstantinopolitanischen Reliquien und Heiltümer zurückgegriffen haben, um bei Päpsten und Fürsten seine Pläne schmackhaft zu machen. Nach der Reise scheidet das Papsttum zunächst aus seinen Plänen fast völlig aus, nur daß Manuel Anstalten trifft, auch wirklich in den Besitz der finanziellen Erträge der Ablaßprediger zu kommen.

wenn es galt, der eigenen Idee ein schärferes Profil zu geben. Mit den Griechen war eine ganze Kirche zu gewinnen, die selbst in ihrer Mehrheit auf dem Boden des Konziliarismus stand. Ein solcher Gewinn mußte der Idee neuen Auftrieb geben und die Vertreter der päpstlichen Superioritätsidee weiter schwächen. Der Druck auf die Obödienzen der zwei bzw. drei Päpste, ihre Kandidaten zugunsten eines *bonum maius* fallen zu lassen, mußte an Überzeugungskraft gewinnen, wenn dieses *bonum maius* nicht einfach ein vierter Papst war, sondern ein *corpus christianum*, repräsentiert durch ein Konzil, das mit weltweiten Aufgaben fertig werden würde, das ökumenisch wäre in dem Sinn, daß wirklich die ganze Christenheit auf ihm versammelt wäre. Es ist, um vorzugreifen, interessant festzustellen, wie stark die Redner von Konstanz diesen Gedanken unterstreichen, und wie sie es energisch für ihre Ökumenizität buchen, wenn von weitem her ein orthodoxer Prälat – und gälte er im Osten auch als intrusus – nach Konstanz angereist kommt¹²⁾. In der Zwischenzeit hatte sich die Zahl der Päpste auf drei erhöht. Ob bei der unglücklichen Wahl des Jahres 1409, die Alexander V. kürte, der Gedanke an die griechische Abstammung des dritten Papstes eine Rolle von Bedeutung spielte, scheint ungewiß. Jedenfalls scheint der neue Papst die Verbindung mit Konstantinopel aufgenommen zu haben, und Manuel II. beglückwünschte ihn zu seiner Wahl, ohne den Konzilsgedanken herauszuheben¹³⁾. Er konnte unmöglich eine Übersicht über das westliche Schisma haben, und schon von da her empfahl sich äußerste Zurückhaltung. Wenn ein Konzil im Westen zustandekommen sollte, bedurfte es einer übergeordneten Autorität, die kein Papst mehr besaß, sondern, wenn auch in einem bescheidenen Ausmaß, nur noch der deutsche König und designierte Kaiser. Sigismund hat denn auch den Gedanken an das Konzil vorwärtsgetrieben und sich darüber mit Manuel II. in Verbindung gesetzt. Die drei Briefe, die er an ihn richtete, verdienen alle Beachtung¹⁴⁾. Es ist festzustellen, daß er darin, mindestens im Hinblick auf das Konzil, das Junctim zwischen Türkenhilfe und Union aufrechterhält, aber die Unionsforderung nur in vagen Begriffen formuliert: Byzanz solle Rom als die *mater omnium ecclesiarum* anerkennen. Andererseits anerkennt er selbst die byzantinischen Kaiserrechte in Konzilssachen, d. h. er überläßt es Manuel, Ort und Zeit des Konzils zu bestimmen (hierin freilich in keiner Weise porte-parole des Westens!). Die Beruhigung, er, Sigismund, werde keinen Prätendenten des Westens für ein lateinisches Kaiserreich Konstantinopel anerkennen, wirkt überholt, zeigt aber den guten Willen gegenüber den Byzantinern. Seine eigene Kaiserwürde erläutert er als ein Mitkaisertum nach Gepflogenheit der antiken Kaiser. Jedenfalls solle auch nach einem künftigen Zug gegen die Osmanen Manuel unangefochten Kaiser in seinem Bereich

12) Siehe den Fall des ruthenischen Bischofs Gregor Camblak, H. FINKE, Acta Concilii Const. II, 164.

13) H. SIMONSFELD, Analekten zur Papst- und Konziliengeschichte im 14. und 15. Jahrhundert. Abh. Bayer. Akad. Wiss. 20 (München 1893), S. 45–46.

14) FINKE a. a. O. I, 391 ff., 397.

bleiben, und alle Eroberungen, welche die Kreuzfahrer machen würden, sollten, soweit ehemals byzantinisch, wieder an Manuel II. zurückfallen –, Rückkehr also zur Konzeption Urbans II. anlässlich des ersten Kreuzzuges. Der Idealität, innerhalb welcher sich die Erwägungen Sigismunds bewegten, konnte Manuel seine Achtung nicht versagen, ohne daß er darüber die Realpolitik versäumt hätte. Sein Interesse am Konzil verbleibt im Unbestimmten. Er schickt eine Gesandtschaft nach Konstanz, an deren Spitze der berühmte Manuel Chrysoloras steht. Er bestimmt weder Zeit noch Ort des Konzils, sondern überläßt dies alles westlicher Initiative. Die Gesandtschaft wird erst im Frühjahr 1415 akkreditiert¹⁵⁾. Chrysoloras stirbt bereits am 15. April 1415 in Konstanz. Eine neue Gesandtschaft wird im Frühjahr 1416 abgeordnet. Sie bringt in 36 Artikeln den Standpunkt des Kaisers und seines Patriarchen mit. Die Tatsache, daß diese Artikel verschollen sind, gehört zu den bedauerlichsten Quellenverlusten der Zeit, weil sie uns wohl klar hätten zeigen können, wie sich Manuel die Union und ihren Abschluß auf einem Konzil vorstellte. Positive Reaktionen auf das, was die kaiserliche Gesandtschaft in Konstanz vorbrachte, seitens Martins V. und einiger der westlichen Prälaten, beweisen wenig, denn die Folgezeit wird lehren, daß immer noch die größten Mißverständnisse kursierten. Die Tätigkeit der Gesandtschaft bleibt weitgehend im Dunklen. Nur in einem Punkt scheint sie eine bedeutsame Rolle gespielt zu haben: die Griechen erklärten schlangweg, in keine Verhandlungen eintreten zu wollen, bevor die westliche Kirche keine Spitze, keinen neuen Papst habe. Nicht zuletzt diesem ihrem Druck ist es zu verdanken, daß schließlich Ferdinand von Aragon Petrus de Luna fallen ließ und die Papstwahl beschleunigt werden konnte. Und man hat den Eindruck, daß die spätere Linie des Papstes Martin V. gegenüber Konstantinopel etwas von Dankbarkeit für das Verhalten der Griechen in Konstanz verrät. Die »konziliaristischen« Griechen lehnen also schon in Konstanz den Konziliarismus in nuce ab! Wenn man überhaupt Ergebnisse wollte, dann solche, die sich realpolitisch in der Kriegsführung gegen die Türken auswirken würden. Für solche Zwecke war ein Papst immer noch leichter in Kauf zu nehmen, als eine Versammlung theoretisierender Theologen und politisch belangloser Mitrentträger¹⁶⁾. Im übrigen hatten die Griechen von Konstanz nichts mehr zu erwarten. Das Konzil sah sich mit seinen häuslichen Aufgaben überfordert und man war froh, wenn es das westliche Schisma beseitigen konnte, so daß bereits im Februar 1416 die *reductio* der Griechen vom Konzilsprogramm abgesetzt und auf die nächste ökumenische Synode vertagt wur-

15) Chrysoloras scheint von Anfang an, aber vielleicht ohne Akkreditierung, in Konstanz gewesen zu sein. Vgl. G. CAMMELIL, I dotti bizantini e le origini dell'umanesimo I. Manuele Crisolora. Firenze 1941, S. 161 ff. Zur Akkreditierung vgl. FINKE a. a. O. I, Nr. 113.

16) Auf die Bedeutung der Griechen für die Wahl Martins V. hat insbesondere hingewiesen V. LAURENT in einem magistralen, auch für das Folgende sehr wichtigen Aufsatz: Les préliminaires du concile de Florence: Les neuf articles du pape Martin V. et la réponse inédite du patriarche de Constantinople Joseph II, Revue des Ét. Byzant. 20 (1962) 5–60, hier S. 10/11.

de¹⁷⁾. Der Kaiser Manuel II. hatte offensichtlich auch nicht mehr erwartet, jedenfalls die ganze Zeit benützt, um im rein politischen Raum – Vermittlung zwischen Sigismund und Venedig, Botschaften an Rußland und Polen usw. – das Problem der Türkenhilfe voranzubringen. Konstanz ist die Niederlage der konziliaren Idee der Ostkirche gegenüber. Keine der beiden Seiten war bereit, die Frage zu forcieren und auf eine Entscheidung hinzuführen. Der westliche Konziliarismus erwies sich als ein Gedankenkomplex, der das Zufällige seiner Entstehung nicht abzustreifen vermochte, und die führende Persönlichkeit des Ostens, Manuel, stand der Idee überhaupt skeptisch gegenüber.

Die Initiative lag jetzt bei Papst Martin V.¹⁸⁾ Er hat sich der Frage mit aller Zähigkeit und trotz aller Enttäuschungen beharrlich gewidmet. Die folgenden Jahre bringen neue Mißverständnisse, die kaum mehr aufzuklären sind. Die Aussagen der zweiten byzantinischen Delegation in Konstanz müssen so unionsfreundlich geklungen haben, daß Martin des Glaubens sein mochte, die Byzantiner seien auch zu allen juristischen und kanonistischen Konsequenzen bereit, d. h. es bedürfe nur der Entsendung eines päpstlichen Legaten nach Konstantinopel, um die Angelegenheit zu einem feierlichen Abschluß zu bringen. Wenn Manuel für die Feierlichkeit ein von ihm einzuberufendes allgemeines Konzil verlangte, um so besser für den Effekt der Feierlichkeit. Kardinal Fonseca sollte jedenfalls zu diesem Zweck als päpstlicher Legat nach Konstantinopel gehen. Aber zunächst konnte davon nicht die Rede sein, denn wieder schloß sich der Ring der Osmanen um die Hauptstadt, und außerdem war Konstantinopel nicht mehr in der Lage, die Synode zu finanzieren. Die Angelegenheit wurde verschoben, und der Papst tat alles, um die nötigen Summen bereitzustellen.

Aber Konstantinopel kam nicht entgegen; es desavouierte seine Gesandten, die zu verstehen gegeben hatten, es würde keine Erörterung der Streitfragen mehr geben und bestand auf einem ordentlichen Konzil¹⁹⁾. Das »*climat d'euphorie*« (V. Laurent), das nach Konstanz geherrscht hatte, verschwand, und Martin V. sah sich veranlaßt, in dem Franziskaner Antonio di Masa einen Nuntius zu schicken, der die Lage sondieren sollte. Manuel II. war schwer krank, Joannes VIII., sein Sohn und Mitkaiser, voll mit dringenden militärischen Aufgaben beschäftigt, die Kirche aber, der Patriarch an der Spitze, entgegnete den Quaestiones des Papstes, die in Wirklichkeit aller Wahrscheinlichkeit nach aus der ungeschickten Feder des Antonio stammten, mit dem alten Katalog byzantinischer Ansichten und Vorbehalte²⁰⁾. Die Forderung des Kaisers aber lief ohne Umschweife auf eine unmittelbare und effektive Hilfe gegen die Türken hinaus, setzte also die Union an zweite Stelle. Man war soweit wie eh und je, und wie

17) FINKE IV, 712.

18) Dazu vor allem der in Anm. 16 zitierte Artikel von V. LAURENT. Eine gute Übersicht auch bei J. GILL, *The council of Florence*, Cambridge 1961, S. 16–84.

19) S. SYROPULOS, *Vera historia unionis non verae*, Den Haag 1660, II, 9:7,4.

20) Text bei LAURENT (siehe Anm. 16).

man auch ohne Konziliarismus gekommen war. Kaiser Joannes VIII. sah sich, obwohl er in Sachen Konzil die Meinung seines Vaters nicht teilte, doch veranlaßt, wieder energischer den rein politischen Weg zu gehen: er reist nach Italien (Venedig, Mailand und Lodi), aber er macht Martin V. keinen Besuch und wir haben auch keine Kunde, ob er etwa vom Konzil, das damals in Siena tagte, wirklich eingeladen worden ist. Von Italien reist er nach Ungarn, um sich mit Sigismund zu treffen. Weder der konziliare noch der politische Weg hatten Byzanz Hilfe gebracht. Es scheint Sigismund gewesen zu sein, der dem Kaiser vorschlug, nun doch noch einmal den Weg des Konzils und einer wirklichen Union zu gehen. Und 1426 tritt der Kaiser nach längerer Pause wieder in Verbindung mit Martin V.; eine Gesandtschaft soll einen neuen Konzilstermin vereinbaren²¹⁾. Martin V. macht bald darauf ein Angebot, das Konzil zu finanzieren. Der Tod des Papstes unterbricht die Verhandlungen nur für kurze Zeit (20. Februar 1431).

Was unter Eugen IV. folgt, ist zunächst das bekannte Tauziehen zwischen Papsttum und Konzil von Basel, wozu Aeneas Silvius Piccolomini bemerkt hat »*Risit oriens*«! Byzanz hat die Lage soweit manipuliert, daß es sich durchaus auf seine Forderungen nach neuer und freier Diskussion der Streitpunkte versteifen und, wohl wissend, daß sowohl Basel wie der Papst sie für ihr Prestige brauchten, die gesamte Finanzierung dem Westen zuschieben konnte. In die fauces Alpium zu gehen, dazu konnten sich die Byzantiner schwer entschließen, aber die Kämpfe in Italien, die anfängliche Isolierung des Papstes ließen ein Unionskonzil in Italien neben dem Konzil in Basel fast aussichtslos erscheinen; denn die Väter in Basel dachten nicht daran, ihre dortige sichere Position aufzugeben. So taucht neuerdings auf päpstlicher Seite wieder der Gedanke auf, das Konzil, koste es was es wolle, in Konstantinopel abzuhalten. Lieber im Orient als in Basel. Doch Basel bleibt nicht untätig; es läßt seinerseits die Griechen ein, über den Ort der Unionssynode zu verhandeln, die Kosten wolle Basel tragen. Die Griechen befreunden sich angeblich mit der Idee, verlangen aber, daß der Papst eine solche Abmachung bestätige. Die Unsicherheit ist vollständig! So wie einst der Papst der Meinung war, es genüge für eine Union, den byzantinischen Kaiser zu gewinnen, so rücken jetzt die Griechen von ihrem eigenen Konziliarismus und noch mehr von dem des Westens ab: ein ökumenisches Konzil kann es für sie nur mit dem Papst geben. Aber noch ist nicht abzusehen, wer das Tauziehen gewinnen wird. Die Frage ist nicht einmal in dem Augenblick entschieden, da die griechische Konzilsdelegation mit Kaiser und Patriarch an der Spitze in Konstantinopel nicht die Baseler, sondern die päpstlichen Schiffe besteigt. In Venedig angekommen, beratschlagen sie noch einmal, ob die Reise nach Ferrara oder Basel weitergehen soll. Es ist schließlich der Doge, der mit seinem weitsichtigen politischen Ratschlag die Frage entscheidet: man reist nach Ferrara zum päpstlichen Konzil. Zwar hatte sich Basel mit der Suspension des

21) Zum folgenden die Monographie von GILL (siehe Anm. 18) mit allen Quellenbelegen.

Papstes sichtlich übernommen, aber noch war der Sieg Eugens nicht entschieden. Er brauchte die Union mit den Griechen und er ließ sie sich etwas kosten; nicht nur finanziell, sondern auch im Nachgeben auf kanonischem und teilweise sogar dogmatischem Gebiet. Die Griechen konnten jede Forderung stellen, sie wurde ihnen bewilligt. Die Theologen und auch gelegentlich die Kardinäle murrten, aber Eugen wußte, was notwendig war. So ist Ferrara-Florenz das »Konzil der Epikie« auf allen Gebieten. Kommen die Verhandlungen auf gefährlichen Boden, so insistiert man nicht. Es gibt keine Majorisierung durch numerische Abstimmungen, schwierige dogmatische Fragen, die man sehr wohl kennt, die aber nicht zum alten Repertoire gehören (etwa den Palamismus), klammert man einfach aus. Die Synode war der Preis, den das Papsttum für die Überwindung des Konziliarismus zahlte: der Preis für die Überwindung des westlichen Konziliarismus, bezahlt an den östlichen²²⁾.

Die Griechen hätten mit der Entwicklung zufrieden sein können. Aber das Konzil und die Union waren doch vom Westen immer nur als Teil eines Junctims angesehen worden; der andere Teil war die Türkenhilfe, und diese blieb de facto aus; jeder Anlauf zerbröckelte an Zwistigkeiten, Unzulänglichkeiten und vor allem an der Trägheit. Der einzige Zug von Bedeutung, der sogenannten Kreuzzug von Varna, an dessen Zustandekommen sicher Kardinal Cesarini seinen guten Anteil hatte, war die Frucht eines Eidbruches, und selbst Christen sahen in der Niederlage eine gerechte Strafe Gottes. Im übrigen behielt Manuel II. recht, denn die Union fand auch in Konstantinopel selbst nur teilweise Aufnahme und Anerkennung. Auch das Klima, in dem die Griechen in Ferrara und Florenz lebten, war ein Klima der Euphorie. Nach Hause zurückgekehrt, fanden sie sich als Verräter an der vaterländischen Sache gebrandmarkt und hielten sich schließlich selbst (zum Teil wenigstens) für Verräter.

Ein zusammenfassendes Urteil kann nur komplex ausfallen: Der Konziliarismus konnte Hoffnungen wecken: die Hoffnung, daß von seiner Idee aus die Griechen gewonnen werden könnten, weil auch auf dieser Seite »Konziliarismus« als Konstitutivum der Kirchenverfassung galt. In letzter Entscheidung aber gelang die Union nicht einem Konzil des Konziliarismus, sondern einem Konzil des Papstes; einmal deshalb, weil der Papst sein eigenes teilweise im Fahrwasser des Konziliarismus abhielt, d. h. von der Vorstellung päpstlicher Suprematie auf dem Konzil so viele Abstriche machte, wie nur irgend möglich war; zum andern, weil in der politischen Situation, in der sie standen, die Griechen die Partnerschaft mit dem päpstlichen Primat eben doch dem westlichen Konziliarismus in seiner Baseler Spätform vorzogen. Daß die Entwicklung so gekommen war, mag nicht zuletzt daran liegen, daß der Konziliarismus sich zwar anfangs universell konstituierte, aber dann doch mehr und mehr an Boden verlor, als

22) Dieser besondere Charakter des Konzils von Florenz wird historisch und theologisch klargelegt durch die beiden Aufsätze J. GILL, *Greeks and Latins in a common council*, *Orientalia Christ. Periodica* 25 (1959), S. 265–287, und B. SCHULTZE, *Das letzte ökumenische Einigungskonzil theologisch gesehen*, a. a. O. 288–309.

er seine dringendste westliche Aufgabe, die Beseitigung des Schismas, erfüllt hatte. Das große Programm ging unter in den Niederungen spätmittelalterlicher Kleinkolitik und in den Rivalitäten der *nationes*.

Wenn aber auch die Union von Florenz im Osten keine Aussicht auf Erfolg hatte, dann weil das den Griechen im Grunde ja aufgezwungene Junctim vom Westen schließlich doch nicht respektiert wurde. Im tieferen aber auch deshalb, weil die Frage gar nicht hieß »Primat oder Konziliarismus«, sondern weil sich zwei schon fast disparate Kirchensysteme gegenüberstanden, wie Manuel II. klar erkannt hatte.